

Von den Schwierigkeiten bei der Restaurierung des Peter Ochs-Bildes

Autor(en): **Kutter, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **92 (1992)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von den Schwierigkeiten bei der Restaurierung des Peter Ochs-Bildes

Vortrag, gehalten vor der Historischen und Antiquarischen
Gesellschaft in Basel am 2. Dezember 1991

von

Markus Kutter

Einleitung

Wenn es um die Restaurierung eines Bildes geht, hat man in der Regel ein Bild vor sich, das beschädigt oder in einem anderweitig unbefriedigenden Zustand ist. Vielleicht gibt es Risse, abgeblätterte Stellen, eine blind gewordene Lackschicht, übermalte Partien. Vielleicht stecken unter einer dunklen Ecke ganz andere Formen, die die ursprünglichen sein könnten.

Ich möchte zu Ihnen von den Schwierigkeiten bei der Restaurierung des Peter Ochs-Bildes sprechen. Wie bei einem gewissenhaften Restaurator muss zuerst davon die Rede sein, auf welche verlässlichen Unterlagen wir zurückgreifen können. Es gibt sie. Zum einen liegt das, was uns vom Nachlass des Peter Ochs erhalten ist, als Familienarchiv His auf dem Basler Staatsarchiv, wo natürlich auch die offiziellen Akten des alten Standes Basel liegen. An ihnen hat Ochs als Gerichtsherr, Ratschreiber, Stadtschreiber, Obristzunftmeister, Helvetischer Senatspräsident, Helvetischer Direktor, Staatsrat, Eherichter und Verfasser von Gesetzesentwürfen mitgearbeitet. Es gibt Ochs-Akten: Briefe, offizielle Schreiben, Dokumente in zahlreichen Archiven und Bibliotheken der Schweiz und in anderen Ländern. Dank der Tätigkeit von Frau Hélène Georger-Vogt aus Strassburg sind einige davon neu ans Licht gekommen. Sie werden jetzt mit Hilfe von Frau Anna Fridrich und Herrn Dr. André Schluchter in einem parallel zum Familienarchiv His angelegten Peter Ochs-Archiv geordnet.

Und dann gibt es in der Geschichtsschreibung Portraits, Skizzen, Entwürfe zu einem Bild des Peter Ochs. Das früheste stammt von einem weiter kaum bekannten Johann Heinrich David in «Gemüthliche Wanderungen eines Baslers auf heimathlichem Boden» von 1821. Das umfassendste Bild von Peter Ochs stammt aus den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts, es sind die Einleitungen zur dreibändigen Korrespondenz des Peter Ochs. Gustav Steiner, ein

Geschichtslehrer am MNG, hat sie geschrieben. Es war eine jahrelange Arbeit, in der Auswertung der Quellen mustergültig, im Urteil vorsichtig abwägend, aber von erstaunlichem Weitblick. Eduard His widmete 1934 seinem Vorfahr Peter Ochs ein Kapitel im Buch über die Basler Staatsmänner. Von 1943 stammt die Chronik der Familie Ochs, genannt His, vom gleichen Eduard His, einem Ur-Urenkel des Peter Ochs, in der der wichtigste und umfangreichste Abschnitt diesem Vorfahren gilt. 1952 untersuchte unser Staatsarchivar Andreas Staehelin die Bedeutung des Peter Ochs als Historiker und brachte wesentliche Retuschen an. 1958 erschien ein kurzgefasster Lebenslauf im Bulletin Nr. 7 der Société d'Histoire et du Musée d'Huningue, verfasst von Lucien Kiechel. 1986 hielt Frau Prof. Nelly Hoyt in dieser Gesellschaft einen Vortrag über Peter Ochs. Und im Auftrag der Peter Ochs Gesellschaft verfasste 1990/1 Herr Dr. Peter F. Kopp eine gar nicht so kurze Kurzbiografie des Peter Ochs, deren Manuskript unterdessen abgeschlossen ist, und die in Buchform – wenn alles gut geht – 1992 erscheinen wird. Eine weitere Arbeit, die Dissertation von Herrn Beat von Wartburg über die literarischen Arbeiten des Peter Ochs, steht vor dem Abschluss, so dass wir mit einem gewissen Recht sagen können: 200 Jahre nach Ausbruch der Französischen Revolution und der Revolutionierung von Basel steht uns eine Peter Ochs-Renaissance ins Haus.

Das ist gut so. Das heisst: es ist nicht nur gut, es ist auch aktuell, wenn ich mir diese Qualifikation erlauben darf. Geschichte wiederholt sich nicht, aber schon einmal durch die Geschichte beantwortete Problemstellungen können wieder auftauchen. Dann führt die Betrachtung der geschichtlichen Vergangenheit zu einem Massstab, an dem die Gegenwart gemessen werden kann. Unsere Sorge von heute: in welchem Verhältnis die Schweiz und das an ihrem äussersten Zipfel liegende Basel zu einem europäischen Staatengefüge stehen soll, hat zur Zeit des Peter Ochs eine Antwort gefunden. Sie kann sicher nicht die unsere sein. Aber wie zur Zeit des Peter Ochs geht es um nationalstaatliche Kompetenzen und staatsübergreifende Verträge, um Verfassungsfragen und demokratische Formen, um Menschenrechte und um das Zusammenspiel demokratisch gewählter Repräsentanten. Es geht zudem, wenn wir unseren Blick über die unmittelbare Nachbarschaft hinausschweifen lassen, um den Umbau ganzer Staatsgefüge. Da hat man schon von einer Revolution von oben nach unten gesprochen. Das ist genau die Formulierung, die Peter Ochs verwendete. 1789 und 1989 scheinen merkwürdig verwoben.

Aber zurück zum Bild des Peter Ochs, dem historischen Bild, also dem Bild, das die Geschichtschreibung von ihm entwirft. Sobald wir

einmal über die eigentlichen Biografen hinausblicken, entdecken wir auffallende Schattierungen.

Wilhelm Oechsli sagte über Ochs: «Ochs war bei all seinen vielseitigen Talenten in der Regierung wenig mehr als ein französischer Spion, die Kreatur Reubels und Rapinats, die ihn erhoben hatten.» Und an anderer Stelle sagte Oechsli: «Talentvoll, aber ohne tiefe und selbständige Gedanken, war Ochs, der die Schäden des eigenen Landes so scharf erkannte, blind in seiner Bewunderung für Frankreich und seine Revolution ... schon 1792 unterhielt er mit der französischen Regierung und ihren Vertretern eine Geheimkorrespondenz, die an Landesverrat streifte.»

Paul Burckhardt meinte: «Der kosmopolitisch erzogene und rationalistisch denkende Peter Ochs hatte kein innerliches Verständnis für die geschichtlich gewordene Eigenart der schweizerischen Landschaften und Städte; er sah nur die Zustände, die sein logisches Denken und sein vom Freiheits- und Gleichheitsideal erfülltes Herz empörten ... Auch war Peter Ochs naiv und eitel genug, um die Liebenswürdigkeiten, mit denen er in Paris verwöhnt wurde, als Zeichen echten Vertrauens aufzufassen und die Bedeutung seiner Person gewaltig zu überschätzen.»

Edgar Bonjour rätselte an seinem Charakter herum: «Wer vermöchte die seltsamen Vermummungen seiner Hassliebe zu Basel und seines leidenschaftlichen Geltungswillens völlig zu enträtseln und in die Abgründe seiner komplizierten Seele hinabzuleuchten?»

Peter Dürrenmatt machte sich die Sache einfach, indem er La Harpe und Ochs pauschal «die beiden willfährigsten Kreaturen der französischen Besatzungsmacht» nannte.

Es ist ganz offensichtlich: zwischen den Bewertungen der Biografen und den Urteilen, die andere Historiker über Peter Ochs fällen, erscheint eine Diskrepanz, die den Zugang zu dieser Figur erschwert. Ochs ist ein Mann, an dem nicht nur seine Zeitgenossen häufig genug Anstoss nahmen, sondern es haben sich auch spätere Geschichtschreiber heftig an ihm gerieben. Es ist merkwürdig: die gesellschaftlichen Antagonismen, die schon im Basel um 1800 spielten, scheinen sich historiografisch perpetuiert zu haben. Man mag den Ochs, oder man mag ihn eben nicht.

Unter solchen Vorzeichen wird die Restaurierung des Peter Ochs-Bildes tatsächlich etwas schwierig. Vielleicht muss ich in Etappen vorgehen, wie es der Restaurator eines gemalten Bildes macht. Man nimmt sich also einzelne Teile vor und schaut diese näher an. In diesem Sinn möchte ich zu Ihnen über folgende Bereiche sprechen:

Gesellschaftliche Hintergründe
Der Verrat
Die poetische Staatsidee
Die Lebensaufgabe Erziehung
Die Unentbehrlichkeit des Peter Ochs.

Gesellschaftliche Hintergründe

Bei der Restaurierung eines Bildes geht es nicht nur um die Figur selber, es geht auch um den Hintergrund. Bisweilen wimmelt es da von Details wie auf einem oberrheinischen Heiligenbild des 15. Jahrhunderts.

Auf welchem Hintergrund haben die späteren Generationen Ochs gesehen, wenn sie ihn überhaupt sehen wollten? Die Stadt Basel ist sicher die dominierende Kulisse. Aber diese Stadt – das ist die erste Schwierigkeit – ist eine fast völlig andere als das Basel von heute. Sie hat, nach Einwohnerzahlen gemessen, nicht einmal die Grösse des heutigen Riehen. Und ihre Bürgerschaft ist nicht nur nach Mann und Frau streng geteilt, sondern auch politisch ungleich halbiert, in Bürger und Hintersässen. Der höchste Verwaltungsbeamte des Standes, der Stadtschreiber Ochs, sieht das schärfer als seine Ratskollegen. In der Korrespondenz mit seinem Intimus der letzten Lebensjahre, dem Zürcher Paul Usteri, spricht er davon: kaum mehr als 6000 Bürger sind es in einer Stadt von nicht einmal 20 000 Einwohnern. Jeder dritte ist in der einen oder andern Weise in politische Funktionen involviert – es ist eine ständige Jagd nach kleinen Pfründen und Ämtern. Die Stadt ist nicht schön. Wir haben da die Zeugnisse von Hirschfeld und Campe, dem Gartentheoretiker aus Kiel und dem revolutionären Pädagogen aus Hamburg. Die mittelalterliche Bausubstanz, stürmisch aufgefrischt und erweitert durch die Bauten zur Zeit des ökonomisch erfolgreichen Buchdrucks, ist ziemlich heruntergekommen. Die Neubauten des 18. Jahrhunderts, zum Teil eigentliche Paläste, brechen aus dem alten Parzellenraster aus und stehen oft wie Fremdkörper da. Noch herrschen Gesetze aus der Reformationszeit, die zum Beispiel den Luxus beschränken möchten. Hirschfeld meint, dass sie der Grund seien, warum die Basler so prachtliebend bauen würden. Hirschfeld sagt auch, dass die politische Verfassung trotz einem patrizisch-aristokratischen Gepränge eigentlich zur Demokratie durchhänge, da hat er die freilich nur formell starke Rolle der Zünfte im Auge. Das Regiment der Stadt mutet an wie ein Familientag. Gesellschaftlich besteht eine Mischung von altfränkisch zu nennender Biederkeit, puritanischer

Zucht und plötzlich ausbrechender Grossmannssucht. «Er wird sich ruinieren», lautete die Mahnung des Schwiegervaters an den Erbauer des Hauses zum Kirschgarten. Hirschfeld spricht von neuen Häusern in Basel, die 200 000 Gulden gekostet hätten. Wenn wir den Gulden zu 100 heutigen Franken einsetzen, wären das 20 Millionen, in Kaufkraft war es vielleicht noch mehr, wohlverstanden für ein Privathaus mit zusätzlichen Lager- und Kontorräumen.

Aber man darf solche Hintergründe nicht nur innerbaslerisch sehen, man sollte neben der Schweiz auch die Markgrafschaft, das Elsass, den Breisgau als Kulisse im Auge behalten: die Gründung von Karlsruhe, den Markgrafen Karl Ludwig, der sich in Basel eine pompöse Absteige einrichtet, die zahlreichen Residenzen des oberrheinischen Adels. Die im Grundmuster seit der Reformation redlich protestantische Stadt mit ihrem seit 1691 schlecht reparierten Verfassungswesen auf der einen Seite, auf der anderen Seite eine sich patrizisch gebärdende, sehr reiche Schicht von Seidenband-, Bank- und Handelsherren, daneben (und oft übersehen) die pensionierten Offiziere, heimgekommen aus fremden Diensten, die in nächster Nähe zur Obrigkeit und mit ihr auf mannigfache Weise verbundenen Pfarrherren – auch diese gesellschaftliche Schichtung hat mit der heutigen Stadt und schon mit der Stadt von 1890 nicht mehr viel zu tun.

Wohin gehört die aus Hamburg 1779 zugezogene Familie Ochs mit Vater Albrecht, der 1780 stirbt, und dem Sohn Peter, der sich mit dem Stichjahr 1779 als definitiv in der Vaterstadt angesiedelt betrachtet? Dem Herkommen und dem Vermögen nach zur patrizischen Gruppe, mit der er auch die Moden teilt: reiche Garderobe, Musikkultur, Dekorationslust in der Innenausstattung, Personalbedarf – der Holsteinerhof, den man fast nebenbei kauft und den Ochs später sehr aufwendig renovieren lässt, ist ja eine dieser prächtigen neuen Residenzen. Da darf man Ochs in der Nähe von Jakob Sarasin, dieser merkwürdig kosmopolitischen Figur, sehen; sie kannten sich, aber blieben auf Distanz. Aber nun ist der junge Ochs, der mit den Herren von Türkheim temperamentvolle Feste feiert, voll von die Menschheit beglückenden Ideen, von naturrechtlichen Prinzipien, ein Feind von angeborenen Standesunterschieden. Zugleich setzt er sich mit dem Pastor der französischen Kirche, Pierre Mouchon, zusammen, den er als Beichtvater und Lebensberater braucht. Mit den pensionierten Offizieren vom Schlag eines Rudolf Frey teilt er die politische Weltsicht, die Kenntnis der grösseren Verhältnisse ausserhalb von Basel, schliesslich hat er ja schon in Paris und Hamburg Philosophen, Militärs, Angehörige des Hochadels und Dichter kennengelernt. Selber wird er in Basel Sechser der Schlüs-

selzunft, Gerichtsherr und schliesslich, als Nachfolger von Isaak Ise-
lin, Ratschreiber, ist also in die oft sehr kleinmassstäblichen Alltags-
geschäfte der Stadtrepublik eingebunden. Klopstock hat er persön-
lich gekannt, wollte ihn auf französisch übersetzen; von Nahl, dem
topmodischen Bildhauer und Zeichner, lässt er sich mehrmals por-
traitieren; er veröffentlicht französische Gedichte und exzerpiert
Urkunden im Staatsarchiv, um die Geschichte seines Gemeinwesens
zu schreiben. Aber wie der erste Band 1786 in Berlin und Leipzig
erscheint, ist dieses Buch nicht den Ratsherren und nicht den regie-
renden Häuptern gewidmet, sondern der durchlauchtigsten Fürstin
Friederike Auguste Sophie von Anhalt-Zerbst, die mit der Zarin
Katharina verschwägert ist.

Ein junger Historiker, Christian Bertin, hat sich gerade in letzter
Zeit auf die Spuren dieser kaum bekannten Frau gesetzt. Sie lebte
von 1745 bis 1827. Verheiratet war sie mit Friedrich August, Fürst
von Anhalt-Zerbst, selber stammte sie aus dem Hause Anhalt-Bern-
burg. 1764 bricht ihr Gatte, der den grossen Preussenkönig Fried-
rich II. nicht ausstehen kann, auf ins Exil. Der preussische König
hat kaum mehr Sympathie für diesen fürstlichen Nachbarn, er nennt
ihn schlicht und einfach verrückt. Die Reise geht, zur Überraschung
der Fürstin, ausgerechnet nach Basel. Hier lassen sie sich nieder, im
Winter wahrscheinlich an der Neuen Vorstadt (jetzt Hebelstrasse),
also in nächster Nähe zu Peter Ochs, im Sommer im Grossgundel-
dingen. Die Fürstin gründet sogleich einen kleinen Hofstaat, mit
einem Fräulein von Bärenfels, während der Fürst weiterreist an
diverse Kasernenhöfe in ganz Europa. Bis 1790 verweilt die Fürstin
in Basel, führt einen Salon, besucht häufig die Eremitage von Arles-
heim, wo sie die Gattin Cagliostros, die schöne Serafina, bei Balbina
von Andlau trifft. Nachdem die Revolution im Birseck die Arles-
heimer Hofidylle bedroht, reist sie zuerst weiter nach Jever, 1793
übersiedelt sie wieder nach Zerbst im Osten Deutschlands. Sie stirbt
in Coswig, im Basler Staatsarchiv ist ein Brief an die Gattin des Bür-
germeisters Peter Burckhardt von ihr erhalten.

An dieser Person ist die betont aristokratische Lebensführung –
ein eigener Hofstaat im republikanischen Basel – auffällig. Aber für
uns noch auffälliger ist, dass der spätere Revolutionär Peter Ochs
offenbar gern gesehener Gast in ihrem Salon war, dass er sie, nach
seiner Widmung zu schliessen, tief verehrte. Hier fand er vielleicht
den Hauch der grossen Welt, den er in Basel sonst vermisste, und der
ihn an den Umgang mit Gelehrten und vornehmen Leuten im gross-
mütterlichen Pariser Salon erinnerte.

Der Mann, den die Berner Junker um den Schultheiss von Stei-
ger als Jakobiner betrachteten und als französischen Söldling schmäh-

ten, hat einen so vielfarbigen Hintergrund, dass er eigentlich in kein Schema passt. Ochs war, vor allem nach 1798, nicht nur politisch missachtet, sondern auch gesellschaftlich isoliert. Oft hat man sogar Anlass sich zu wundern, mit welcher Aggressivität das geschah. Die Schmähverse, die im Beleidigungsgrad erheblich über heutige Faschnachtslaternensprüche hinausgehen, sind bekannt. Ihre Heftigkeit ist politisch erklärbar, die Helvetik wurde den Schweizern ja auf französischen Bajonetten serviert. Aber ein anderer und im kleinen Gesellschaftskreis zählebigerer Grund für diese Feindschaft lag in der Unmöglichkeit, Ochs einem bestimmten Kreis verlässlich zuzuordnen. In diesem Sinn war er schillernd – wo wollte man im Basel der Revolutionszeit diesen Mann überhaupt eingebunden sehen? War er der Erbe eines reichen und handkehrum bankrotten Handelshauses, war er der Jugendfreund von Dumouriez, des Siegers von Valmy, der französische Odendichter und Übersetzer Klopstocks, der Schüler Iselins, der oberste Beamte des Freistaates Basel, der Lobredner des neugewählten Fürstbischofs, der Gesellschafter der Fürstin von Anhalt-Zerbst, der Gesprächspartner Reubells, Carnots, später Bonapartes und Talleyrands, der mit La Harpe zerstrittene und dann wieder versöhnte Politiker, der reiche Gutsherr, der Verehrer Pestalozzis, der Brieffreund Usteris, der vor allem in seinen letzten Lebensjahren verschlossene und fast überfleissige Staatsrat? – All das zusammen gibt keinen klaren Hintergrund. Wer etwas gegen den Mann hatte, fand sogleich die Etikette, mit der sich jede Art von Antipathie beschriften liess. Die böse Charakterisierung von Jacob Burckhardt: «Ochs war nur wütend eitel und important und dabei absolut herzlos», ist ein Urteil aus zweiter Hand, also schon ein fest etabliertes; man darf aber auch den vorausgehenden Satz zitieren, der sogar einen gewissen zähneknirschenden Respekt erkennen lässt: «Ochs und Consorten waren aber nicht einmal blind.»

Man stösst da auf ein Paradox, über das viele Zeitgenossen von Ochs und vielleicht sogar er selber gestolpert sind: Gesellschaftlich, geistig, im ganzen Gebaren und in der Lebensführung war Ochs eigentlich ein Mann des Ancien régime. Aber politisch, im juristischen Sachverstand, in den staatsphilosophischen Konzepten war er moderner und radikaler als alle seine Basler Zeitgenossen. Habitus und Ideologie stimmten nicht überein, widersprachen sich sogar. Wer als Republikaner eidgenössischer Prägung – solche Leute gab es – sich auf die Seite von Ochs schlagen wollte, stiess sich an der herrschaftlichen Ausstrahlung dieses Mannes, der seinen gesellschaftlichen Schliff bei der französischen Aristokratie erhalten hatte; wer sich auf einen materiell sorglosen, mit fürstlichen Häuptern vertrauten, den König von Rom noch 1811 in schwülstigen Versen feiern-

den Ochs von patrizischer Allüre verlassen wollte, fand den revolutionären Ideologen, der noch 1820 von sich selber sagte: «Mais qui voudra de ce jacobin?» Ochs setzte sich gewissermassen zwischen alle Stühle, die gesellschaftliche Strafe dafür ist immer Ächtung. Aber Ochs litt darunter nicht oder sozusagen nur nebenbei – das nahm man ihm erst recht übel. Seine Souveränität Vorurteilen und Vorverurteilungen gegenüber ist die gleiche, die er sich selber gegenüber beanspruchte – wer macht schon Gedichte über den eigenen Tod?

«Avant que de subir l'arrêt de mon trépas,
Hâtons-nous de régler les choses d'ici-bas.
Mais par où commencer? J'ai cent et cent affaires ...»

Die Hintergründe des Peter Ochs-Bildes, wenn man unter ihnen seine gesellschaftliche Stellung verstehen will, sind tatsächlich verwirrend. Keine Etikette, weder die des Jakobiners noch des Höflings, gar noch die des Verräters, hellt sie auf, sondern verdunkelt das Bild nur weiter wie ein klebriger Lack. Dieser Mann war komplexer, als seine Mitbürger ahnten. Fest steht: Wie kaum ein anderer Zeitgenosse stand Peter Ochs nicht nur politisch in einer Übergangsperiode, sondern eben auch gesellschaftlich. Und von seinem ganzen Herkommen war er nicht der Mann – wollte es auch nicht sein –, der da einfach die eine Welt (des Ancien régime) gegen die andere Welt (der Revolution) abgetauscht hätte. Das machte ihn sowohl für die Menschen seiner Zeit wie eben auch für die späteren Historiker schwer verständlich.

Der Verrat

Staaten sind Gebilde von beschränkter Lebensdauer. Die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft fällt in diesem Sinn mehr unter mythologische als historische Kriterien. Denn aus dem damaligen Befriedungsbund, der die Verhältnisse stabilisieren wollte, ist etwas ganz anderes geworden, als sich die Bauern und Herren südlich von Luzern ursprünglich dachten.

Wir sind jetzt, 45 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und zwei Jahre nach dem Fall der innerdeutschen Mauer, nach der Exekution des rumänischen Diktators und den Auflösungserscheinungen in Jugoslawien sowie der Sowjetunion, auf die Vergänglichkeit von Staatsgefügen sensibilisiert. Wir haben erlebt, wie schnell in solchen Perioden des Umbaus von Staaten einzelne Personen ihre Rollen wechseln oder zu wechseln scheinen. Der Inhaber der ober-

sten Macht kommt vor ein Gericht oder wird kurzerhand erschossen, die mit Erleichterung begrüßte Übergangsfigur fällt der allgemeinen Verachtung anheim, der kleine Helfer sitzt plötzlich auf einem Ministersessel, Rebellen und Dissidenten werden Staatspräsidenten. Wie wir alle einen Gorbatschow heute beurteilen, lautet anders als unser Urteil vor fünf Jahren, und es kann schon in drei Monaten oder drei Jahren wiederum ganz anders tönen.

Ochs hängt der Ruch des Verräters, sogar des Landes- und des Hochverräters an. Erstmals ausgesprochen hat ihn, laut dem Tagebuch von Peter Vischer, dem Schwager des Peter Ochs, Ende 1797 der Altbürgermeister De Bary, «der viel raisonnirte, über die Patrioten gewaltig schimpfte, Schwager Ochs einen Verräter nannte, dem ich aber aus Respekt für sein 88jähriges Alter alles dieses garstige Zeug gelten liess.» Das Etikett des Verräters blieb haften, sogar bis in unser Jahrhundert – ungeachtet der Tatsache, dass militärischer und diplomatischer Landesverrat und Hochverrat Strafbestände sind, die das Schweizerische Strafgesetz in diesen Nuancierungen erst in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts zu formulieren verstand. Es stellt sich überhaupt die Frage, wie der Ausdruck «Verrat» im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert mit seiner Kabinettdiplomatie, den Revolutionswirren und der napoleonischen Militärdiplomatie zu verstehen ist. Auch Ludwig XVI. hat man einen Verräter genannt. Dumouriez, der Sieger von Valmy und der spätere Überläufer, galt als Verräter. Der als Jakobiner verschrieene Ochs vermittelte ihm sogar Kurierdienste. Robespierre betrachtete den Schwager von Ochs, Philippe Frédéric de Dietrich, als Verräter und liess ihn etwa gleichzeitig mit Eulogius Schneider, dem Marat von Strassburg, guillotiniert. Wenn Ochs als helvetischer Direktor mit dem französischen Gesandten oder dem Pariser Direktorium Interna der Helvetischen Landesregierung sprach, tat er nichts anderes, als was alle ändern auch taten. Die fraglichen Akten aus Bern liegen vor. Es war niemand anderes als La Harpe, der im Protokoll des Direktoriums vom 25. Juni 1799 den Ausdruck «traître» für Ochs festschreiben liess. Da darf man sich daran erinnern, dass auf der Petition, die die Franzosen zum Einmarsch in die Schweiz aufforderte, wohl die Unterschrift La Harpes, aber nicht diejenige von Ochs stand.

Fasst man den Vorwurf des Verräters näher ins Auge, ergeben sich vier Interpretationsmöglichkeiten:

1. hat Ochs in der Tat geholfen, die politische Verfassung des alten Freistaates Basel grundlegend zu ändern. Aber diese Änderung erfolgte verfassungskonform. Der Grosse Rat, der Inhaber «der mehreren Gewalt» beschloss diese Veränderung strikt nach dem, was Ochs das Fundamentalgesetz nennt. Man muss nachlesen, wie hell-

wach Ochs die Wirren von 1691 als Historiker analysiert; schon dort verwendet er zu Recht den Ausdruck «Revolution». Betrachtet man dann noch die Liste der Leute, die in der revolutionären Nationalversammlung in Basel sassen, kann keine Rede davon sein, dass die Basler Revolution und die Verfassungsänderung von 1798 einfach gegen die alteingesessenen und ratsfähigen Basler Geschlechter im Sinn eines Staatsstreiches durchgeführt worden seien.

2. Die helvetische Verfassung, die in Paris unter Verwendung des Entwurfes, den Peter Ochs geliefert hatte, gedruckt wurde, lautete in einigen Passagen anders, als Ochs sich das ausgedacht hatte. Er war sogar entsetzt über den gedruckten Text und die Übersetzungsfehler. Der Einheitsstaat nach französischem Muster war nicht das, was er anstrebte, sondern das, was Bonaparte ultimativ verlangt hatte. Es gibt keinen Zweifel daran, dass Ochs diese Verfassung nur als einen Entwurf betrachtete, den die Basler Nationalversammlung abändern könne. Es existieren sogar mehrere Verfassungsentwürfe. Es war nicht Verrat, sondern politische Resignation, dass Ochs auf die Durchsetzung einer abgeänderten Verfassung schliesslich verzichtete und seinen eigenen Text weglegte.

3. Die Strafe von seiten des französischen Direktoriums folgte auf dem Fusse: Ochs wurde zu seiner Überraschung nicht als helvetischer Direktor gewählt, sondern nur zum Senatspräsidenten berufen. Er war tief gekränkt. Erst als die politische Unfähigkeit dieses Direktoriums immer sichtbarer wurde, sorgten wieder die Franzosen dafür, dass Ochs Direktor wurde, erst nachträglich fand eine formell einwandfreie Wahl statt. Wieder kann von Verrat nicht die Rede sein, von politischem Opportunismus sehr wohl. Hässlich ist, dass Ochs in dieser neuen Stellung die Ausplünderung der Schweiz durch Rapiat und weitere dubiose französische Gefolgsleute nicht verhindern konnte. Stossend ist, dass er der Defensiv- und Offensiv-Allianz mit Frankreich nicht widersprach. Aber es war kein Verrat, die alte Eidgenossenschaft war schon längst ins Grab gesunken.

4. Bereits 1799 war es evident geworden, dass die Helvetik Schiffbruch erleiden musste. Diesen Staat regieren zu wollen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Dass Ochs das Amt überhaupt annahm, ist schwer begreiflich; die personellen und formalen Aspekte dieses Regimentes müssen ihm in der Seele zuwider gewesen sein. La Harpe strebte unmissverständlich eine Militärdiktatur an. Dass Ochs in dieser Situation den formellen Schwindel einer von Frankreich unabhängigen Regierung nicht mitmachte, sondern sich eben auch mit Franzosen besprach, ist mehr als verständlich. La Harpe begriff sehr rasch, dass Ochs sein einziger Gegenspieler von Gewicht war, also dienten ihm dessen nachweisbare Indiskretionen dazu, die

Demission von Ochs zu erzwingen. Ochs willigte schneller ein als erwartet; La Harpe sprach in der Folge den Vorwurf des Verrates auch nie mehr aus. Wir sehen sogar, wie sich die beiden in den späteren Jahren wieder annäherten. Ich kann mir vorstellen, dass Ochs im Grunde seines Herzens sogar gern demissionierte, auch wenn er das Gegenteil erkennen lässt, weil dieses in die Subalternität absteigende Direktorium seinen intellektuellen Ansprüchen längst nicht mehr genügen konnte.

Ochs einen Verräter zu nennen, ist nach dem heutigen Stand des Wissens eigentlich deplaziert. Und wo dieser Vorwurf begründet werden will, sollte man die Zeitgenossen der Jahre 1798/9 ebenso scharf beobachten – etwa einen Johannes von Müller, der für republikanische Agitationsschriften sogar französische Honorare kassierte. Vom opportunistisch kalkulierenden, vom in Stressituationen allzu fügsamen Ochs, auch vom ehrgeizigen, eitlen, gelegentlich schwankenden, plötzlich kühl distanzierenden Ochs kann dagegen gesprochen werden. Aber das sind Charakterurteile, hinter denen immer die Frage nach dem Charakter dessen steht, der sich ein Urteil anmass. Da wurde Ochs auf allzu billige Weise so etwas wie Freiwild.

Man darf sich fragen, weshalb das passierte. Die gesellschaftlichen Hintergründe und das Schwanken von Ochs zwischen Ancien régime und Revolution erklären schon einiges. Aber vielleicht ist Ochs wirklich eine von der Schweiz und auch von Basel verdrängte Figur. Denn er war der erste, der sich eine moderne Schweiz nicht nur dachte, sondern sie auch politisch und administrativ in Szene setzen wollte. Dabei verunglückte er so, wie die ganze Helvetik missriete. Ein gestrauchelter Held wird nie zum geschichtlichen Heros. Somit war es bequemer, mit der Aburteilung des Peter Ochs als Verräter das ganze Dossier der Helvetik zu schliessen. Wir haben es auch in diesem Jubiläumsjahr 1991 immer wieder gehört, dass die moderne Schweiz eigentlich erst 1848 entstanden sei. Aber das trifft nicht zu; selbst ein so unverdächtiger Zeuge wie Carl Hilty bestätigt es in seinem vor genau 100 Jahren herausgegebenen Werk, dass die Verfassung der Helvetik, nach den alten Bünden, die erste neuzeitliche ist. Sie hat den Staat, in dem wir heute leben, zum ersten Mal gedacht – mit Ausnahme der Degradierung der Kantone zu Verwaltungsbezirken. (Das könnte uns mit dem neuen Europa noch bevorstehen.) Sie ist und bleibt zu wesentlichen Teilen das Werk des Peter Ochs, auch wenn er das in schwachen Stunden abstreiten wollte. Den Vater der ersten Verfassung der heutigen Eidgenossenschaft einen Verräter zu nennen, ist ein Kraftakt, den wir uns nicht mehr erlauben sollten.

Die poetische Staatsidee

Den meisten Biografen des Peter Ochs ist sein Schwanken zwischen kaufmännischer Tätigkeit und Dichtung, aber auch zwischen Politik und einem Leben als Gutsherr, zwischen historischen Arbeiten und der Musik nicht entgangen. Man darf Ochs phasenweise fast als ein Opfer seines ungewöhnlichen Talentreichtums betrachten.

Ochs dichtete leidenschaftlich gern und tat es dann in seiner eigentlichen Muttersprache, dem Französischen. Wohl geschliffene Alexandriner konnte er sogar für politische Äusserungen verwenden, er dichtete Politik oder politisierte als Dichter, sogar als Gelegenheitsdichter, als seine Schwester den elsässischen Franzosen de Dietrich geheiratet hatte, oder als der Sohn Napoleons als König von Rom auf die Welt gekommen war.

Nun gibt es in einem Brief der späteren Jahre an Paul Usteri einen überraschenden Hinweis auf ein Gedicht von Antoine Léonard Thomas, das sich «*Epître au peuple*» nennt. Wir vernehmen von Ochs selber, dass er dieses Werk, das immerhin 176 Verse zählt, auswendig konnte. Man stutzt. Man stutzt noch mehr, wenn man einem Brief an Iselin von 1774 entnimmt, dass Ochs dem Pächter der Schauenburg, einem formell leibeigenen Untertanen, dieses Gedicht rezitierte oder vermutlich übersetzte. Dass er mit Julius Heinrich von Lindau, einer eigentlichen Werther-Figur, und mit dem Baron von Türkheim über Thomas korrespondierte. Und dass er in seine Dissertation über die Verleumdung einen Vers von Thomas aufnahm:

«*Le véritable honneur est d'être utile aux hommes.*»

Antoine Léonard Thomas lebte von 1732 bis 1785. Er wurde 1756 bekannt durch eine Polemik gegen Voltaire. Er schrieb Lobreden auf verschiedene historische Persönlichkeiten. Seine in einer gewissen Übereinstimmung zu den Ideen Rousseaus befindlichen Gesellschaftsphilosophien oder -utopien kleidete er in poetische Formen, er machte auch Gedichte über das Zeitgeschehen. 1760 erschien sein «*Epître au peuple*» – ein höchst beachtliches Dokument für die Verbreitung von Gleichheitsvorstellungen im vorrevolutionären Frankreich.

Dieser «*Brief an das Volk*» ist zugleich ein uneingeschränktes Lob auf das Volk – Volk nun im modernen Sinn verstanden: als die Totalität der arbeitenden Einwohner, Volk sogar im klassenkämpferischen Sinn verstanden: als die Nicht-Geistlichen und die Nicht-Adligen.

Beginnt man das Gedicht von Thomas zu lesen, mutet es zuerst fast wie ein physiokratisches Lehrgedicht an:

«Ta bêche et ta charue, utiles instruments,
Brillent plus à mes yeux que les fiers ornements»

– nämlich die Schätze, Kronen und Monumente der Herrscher. Aber dann sind gleich auch die Bewohner der Städte gemeint, Handwerk, Künste, sogar der nützliche Luxus, Schmiedekunst, Textilwirtschaft, Bauhandwerk. Es ist das Lob des arbeitenden Volkes, der Bürger- und Arbeiterschaft im Gegensatz zum müssigen Adel gesehen:

«Que je méprise un grand qui, fier de sa noblesse,
Dort inutile au monde, au sein de la mollesse.»

Könige hätten Länder, der Adel hätte Ehren, der Reiche hätte Schätze, aber das Volk hätte mœurs, also Sitten, Moral, einen ethischen Kodex. Das ist nicht der edle Wilde eines Rousseau, das ist viel eher der puritanische Bürger. Und gerade nicht der geistvolle Höfling, dem der Vers gilt:

«L'élégance des mœurs annonce leur ruine.»

Dem Volk dagegen sagt Thomas:

«Oh! que j'aime bien mieux la rustique droiture
Du laboureur conduit par la simple nature.»

Also, wäre man versucht zu denken, kommt schliesslich der Appell an das Volk, die Standesunterschiede abzuschaffen, die Throne zu stürzen, das Regiment in die eigenen Hände zu nehmen. So weit geht Thomas nicht, wir sind da eben erst im Jahr 1760. Revolution, der gewaltsame Umsturz, steht als Möglichkeit nur unsichtbar im Raum. Man ist an die Position Iselins erinnert, der den jämmerlichen Zustand des öffentlichen Wesens auch beklagte, die Glückseligkeit der Bürger nicht weniger als letztes Staatsziel formulierte, aber zur Änderung der Verhältnisse nichts ins Werk setzen wollte. Iselin und Thomas fallen in die gleiche Generation; Ochs repräsentiert die nächste Generation, in der man bereit ist, politisch zur Tat zu schreiten.

Da spielt auch die Weltgeschichte mit, vor allem der nach 1770 die Gemüter bewegende Unabhängigkeitskrieg der amerikanischen Kolonien. In seinem Revolutionskapitel erwähnt Ochs diesen Krieg ganz am Anfang, weist aber sofort darauf hin, dass die Basler es eher mit England hielten. Dank der Ausstellung, die James H. Hutson 1991 in Washington über die «Sister Republics» Schweiz und Nord-

amerika durchführte, wissen wir mehr von der starken Beteiligung der Schweizer am Unabhängigkeitskrieg – militärisch so gut wie publizistisch. Wir wissen, dass die 13 Kolonien die 13 alten Orte genau studierten, die handschriftlichen Notizen Madisons über die Schweiz sind erhalten geblieben. Hamilton zitierte die Schweiz als Vorbild. Jefferson änderte in der Bill of Rights die Formulierung «life, liberty and property» in «life, liberty and pursuit of happiness» dank dem Einfluss der Genfer Bourlamaqui und Vattel.

Die Gleichheit der Stände im Sinn eines Menschenrechtes herzustellen, war eines der drei Lebensziele des Peter Ochs. Bezug nimmt er dabei nicht ausdrücklich auf Rousseau, nur gelegentlich auf die Staatsrechtler seiner Zeit, sicher nicht auf die amerikanische Menschenrechtsdiskussion, freilich immer wieder auf die französischen *droits de l'homme*. Aber im Hintergrund seines Wollens steht durch Jahrzehnte hindurch dieser «Brief an das Volk» von Thomas. Das ist eigentlich erstaunlich bei einem Mann, der seinem ganzen Herkommen nach zur Oberschicht gehörte, deren Privilegien selber genoss, die Möglichkeiten eines grossen Vermögens auskostete. Das Bild des Volkes, wie Thomas es zeichnete, ist letzten Endes ein poetisches. Dass Ochs es auf diese Weise verinnerlichte und in seinem Gedächtnis als eine Botschaft aufbewahrte, gibt einen entscheidenden Hinweis darauf, dass der ganze revolutionäre, historische und staatsrechtliche Ochs untergründig immer von einem poetischen Bild ausging. Auch in diesem Sinn war er ein Dichter – und das hat wenig mit der sprachlichen Qualität seiner eigenen Verse zu tun.

Die Lebensaufgabe Erziehung

Wenn man nach den Konstanten fragt, denen sich Ochs durch sein bewegtes Leben verpflichtet fühlte, taucht das Erziehungswesen als eine Dimension des politischen Handelns auf. Ich sage politisches Handeln – Ochs war kein Oberlin, kein Pfeffel, kein Pestalozzi, war also keinesfalls selber Pädagoge oder gar pädagogischer Institutsleiter. Er wollte das, abgesehen von der Erziehung seiner eigenen Kinder, auch nicht sein. Immerhin hat er an der Redaktion von Lehrmitteln mitgearbeitet, und seine Geschichte der Stadt und Landschaft Basel darf man auch unter didaktischen Kriterien verstehen: den Ratsherren beizubringen, nach welchen historischen Gesetzmässigkeiten ihr eigenes Staatswesen funktionierte. Und mit Pestalozzi, der für die Helvetik in einem Stil agitierte, zu dem sich Ochs nie herabliess, hat er ausführlich über Schulfragen auf der Landschaft korrespondiert.

Nein, es ging Ochs darum, im politischen Bereich Erziehung, Bildung, Schulen und die Universität, die um 1790 in einem erbärmlichen Zustand war, zur klar definierten Staatsaufgabe zu machen, sie also auch von der Kirche zu lösen. Es ging ihm darum, auf dem Weg der Gesetzgebung und von Verordnungen, dann im Dienst eines Amtes, für die politische Durchsetzung des Erziehungswesens zu sorgen. Nach seiner Rückkehr nach Basel und der Wahl zum Staatsrat übernahm Ochs ja auch das sogenannte Deputatenamt, das ihn praktisch zum Erziehungsdirektor des Standes machte.

Die geistige Bewegung, die die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auszeichnet, wird einesteils genährt von den Enzyklopädisten, deren erzieherische Absichten offen zutage liegen, andernteils beeinflusst durch Rousseau, dessen Erziehungsromane die Salons erobern. Das ist die Zeit, in der Ochs gross wurde, und in der durch ganz Frankreich Provinzakademien gegründet wurden. In den 60er Jahren wird erstmals auch die Mädchenerziehung Gegenstand der Diskussion. Aufklärung, lumières, menschliche Vervollkommnung oder (um die Terminologie Condorcets zu gebrauchen) progrès de l'esprit humain – das alles etabliert sich um so heftiger in der geistig nach Frankreich orientierten Gesellschaft, als diese Gesellschaft politisch erstarrt und eigentlich aus sich selber heraus reformunfähig geworden ist. Oder dann ist sie eben in letzter Instanz auf die Reformfreudigkeit des fürstlichen Souveräns angewiesen. Dessen Reformfreudigkeit ist, wie etwa im Fall des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, immer auch eine pädagogische. So geht etwa das Seminar in Lörrach direkt auf ihn zurück.

Da ergeben sich merkwürdige Parallelen in den Biografien. Von Talleyrand wissen wir, dass die eine Konstanz in seinem schillernden Leben mit einem auch für die Zeitgenossen unglaublichen Kostümwechsel die Anhänglichkeit an die von ihm gegründete Mädchenschule in Valençay war. Alles und jedermann verspottete er, nicht aber sein Collège. Und Ochs? Drei Lebensziele kannte er: die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben – vollständig kam sie erst nach seinem Tod heraus; seinem Stand und seinem Staat eine neue politische Form zu geben, was Napoleon aus ganz andern Zielsetzungen heraus vereitelte; das dritte Ziel war die Erziehungsreform, im engeren Sinn die Universitätsreform, und der Aufbau des Schulwesens in der Landschaft. Peter F. Kopp, der jüngste Biograph des Peter Ochs, wird in seinem Buch davon sprechen, wie der Basler Staatsrat in der Epoche, die wir die Restauration nennen, als eigentlicher Vater des Basler Schulwesens auf der Landschaft zu gelten hat. Er sagt es noch deutlicher: dass die Landschaft nach 1833 überhaupt eine eigene Verwaltung aufbauen konnte und über Leute verfügte,

die dieses Geschäft an die Hand nehmen konnten, geht direkt auf Ochs zurück.

Man darf aber das Gesichtsfeld noch weiter öffnen. Wer war denn schon 1795 persönlicher Gast bei Peter Ochs gewesen, um den Basler Frieden zwischen Preussen und Frankreich in die Wege zu leiten? Und was bewegte diesen Mann nach dem für Preussen demütigenden Frieden von Tilsit 1807? Da erscheint mit der Figur des späteren Fürsten Karl August von Hardenberg einer der grossen preussischen Reformer im Kreis der vom und zum Stein, von Scharnhorst, von Gneisenau, von Humboldt und Fichte. Fichtes Reden an die deutsche Nation sind eigentlich ein weitläufiger Nationalerziehungsplan, getragen von einem unerschütterlichen Glauben an die Allgewalt der Erziehung. Karl vom und zum Stein sagte es explizit: «Die Vervollkommnung der Unterrichtsanstalten, besonders der Landschulen, und ihre Einrichtung muss fortschreiten, damit eine grössere Masse gründlicher Kenntnisse sich durch die Nation verbreite». Hardenberg und Ochs entstammten der gleichen Generation, Ochs war zwei Jahre jünger als Hardenberg, der ihn um ein Jahr überlebte. Ein kleiner Briefwechsel zwischen Ochs und Hardenberg ist erhalten geblieben. Bemerkenswert ist die an Hardenberg gerichtete Bitte von Ochs, ihm eine Stelle als Instituteur in Berlin zu verschaffen, da seine Vermögenssituation – ein drohender Konkurs – ihm ein Verbleiben in seinem Amt verunmögliche. Hardenberg weist das Ansinnen fast erschrocken zurück.

Und nun das Überraschende: Diese preussischen Reformer knüpfen eigentlich dort an, wo Condorcet unter der Drohung der Guillotine der jakobinischen terreur 1792 aufhörte, als er schrieb: «Wir werden zeigen, dass man durch eine glückliche Auswahl sowohl unter den Kenntnissen als auch unter den Methoden ihrer Vermittlung die ganze Masse eines Volkes ausbilden kann in all dem, was ein Mensch wissen muss: sowohl für seine häusliche Wirtschaft wie die Verwaltung seiner Geschäfte, sowohl für die freie Entwicklung seines Gewerbes wie seiner Veranlagungen, damit er seine Rechte begreife, sie verteidige und ausübe, damit er seine Pflichten kenne und sie auch richtig erfülle, um seine eigenen Taten und die der andern zu beurteilen, und zwar nach eigenen Erkenntnissen, so dass keines der erhabenen oder feinen Gefühle, die die menschliche Natur auszeichnen, ihm fremd bleibt ...»

Als Condorcet das schrieb, war Ochs vielleicht gerade 40 Jahre alt. Wahrscheinlich kannte er ihn sogar von Angesicht, er zitiert ihn. Von seinem Freitod bekam er gewiss Nachricht, vermutlich hat er die «Esquisse d'un tableau historique du progrès de l'esprit humain», die 1794 erschien, gelesen. Was Condorcet als Fortschritt der

Menschheit entwarf, was die preussischen Reformer dann mit einer antinapoleonischen Spitze als Programm zur nationalen Befreiung an die Hand nahmen, hat Ochs im kleinen Rahmen des ihm zur Verfügung stehenden Staatswesens in aller Stille verwirklicht.

Es ist einmal mehr fast verwirrend zu sehen, wie Peter Ochs die ganz grossen Strömungen seiner Zeit reflektiert und nun sofort auf seine praktischen Aufgaben im Kleinmassstab umlegt. Die Basler Universitätsreform von 1818, durch Ochs schon seit 1803 in aller Stille vorbereitet, ist sein Werk. Erziehungsrat, Kuratel, Regenz sind die von ihm erfundenen oder eingesetzten Mechanismen. Er hat für die Beibehaltung der Medizinischen Fakultät, für die Gleichstellung der Philosophischen Fakultät gesorgt. Auch hier lebt das Basel von heute von den Zinsen seines geistiges Erbes – und weiss es häufig nicht. Vielleicht weiss es auch der Kanton Basel-Landschaft nicht, weil bis heute die Forschungsgelder fehlen, um nachzuweisen, wie das Schulwesen auf der Landschaft im wesentlichen auf den Basler Staatsrat und den Deputaten Ochs zurückgeht.

Die Unentbehrlichkeit des Peter Ochs

Der Fall Ochs hat sich im wesentlichen im grellen Licht der Jahre 1797–1799 abgespielt. Aber es waren nicht einmal zwei Jahre von der entscheidenden Unterredung mit Bonaparte und Reubell vom 8. Dezember 1797 bis zum Sturz des Helvetischen Direktors am 25. Juni 1799. Die langen Jahre nach 1803, seiner Wahl zum Basler Staatsrat, bis 1821, seinem Tod, liegen im Halbdunkel. Um die alte Metapher wieder aufzunehmen: Da ist das Bild des Peter Ochs von einer dicken Schicht der Interesselosigkeit oder gar der Ignoranz überdeckt. Wer setzte die Pfarrer auf der Landschaft ein? Peter Ochs. Wer schrieb schon 1812 ein neues Strafgesetz, das dann liegen blieb und sogar heute noch immer nicht ediert ist? Peter Ochs. Wer verfasste noch unter dem Eindruck der revolutionären Vorgänge ein patriotisches Drama mit dem Titel «La prise de Soleure»? Peter Ochs. Auch dieser Text ist nicht gedruckt. Nicht ediert ist sein Tagebuchexzerpt, das sogenannte Rote Büchlein. Seine Tätigkeit als Eherichter, als Leiter des Schulwesens auf der Landschaft, als der praktisch stärkste und sicher hellstichtigste Regierungsmann im Basel nach der Mediationsverfassung und dem Wiener Kongress wurde noch nie systematisch durchforscht. Das gesellschaftliche Netz zu den Leuten, die auch nach der Helvetik politisch eine Rolle spielten, einem Stapfer, einem Pestalozzi, einem Meister, einem Usteri, erscheint nur in der Korrespondenz und dort nicht vollständig. Seine

äussern und familiären Lebensumstände für die letzten siebzehn Jahre liegen im Schatten. Basel hat es sich mit Peter Ochs mehr als bequem gemacht.

Es ist das zum Teil auch die Schuld von Peter Ochs selber. Er hat viel mehr Papiere vernichtet als abgelegt. Er wollte nicht mehr prominent sein. Aber er war sich seiner Bedeutung bewusst. Er hoffte nicht nur auf eine, er rechnete fest mit einer postumen Anerkennung, sogar Ehrenrettung. So wie das Gedicht von Thomas unbeschadet im Wortlaut sein erwachsenes Leben begleitete, so bestimmte eine tief versteckte Furcht seine ganze Existenz: nämlich eine unnütze Last dieser Erde – *inutile terrae pondus* – zu sein. Die Herkunft hatte ihn zu so etwas wie einem reichen Jüngling bestimmt; sein Daseinskampf ging nur darum, diesen Fluch abzustreifen. Somit hat er auch die Verarmung ungerührt ertragen, verkaufte seine geliebte Bibliothek und den Holsteinerhof, schrieb die Darlehen, die er seinem eigenen Staat gewährt hatte, achselzuckend ab.

Man muss auch etwas sehr Banales sehen: Ochs war ein aberwitzig fleissiger Mensch. Seine Schaffenskraft ist für den, der in die Akten steigt, gelegentlich überwältigend. Was er da alles ohne Schreibmaschine und Telefon, ohne Kopiergerät und Sekretärin bewältigte, ist fast unvorstellbar. Die Unentbehrlichkeit des Peter Ochs im Basel nach der Helvetik beruht zu grossen Teilen auf dieser Arbeitsleistung, die den Leuten zuerst Bewunderung abverlangte, sie manchmal auch mit Schrecken erfüllte. Er wusste es besser, kannte die Quellen genauer, hatte das Dossier schon durchgearbeitet, war bereits über die Reaktionen der Partner orientiert, dachte und redigierte schneller als jeder andere und hatte die Fakten immer beieinander. Sein politisches Gewicht als Ratsherr und Deputat ruhte auf diesem Fundament, man hatte ihn einfach nötig, ohne Ochs wurde alles dilettantisch. Auch das wusste er, aber schwieg darüber.

Die 1989, also 200 Jahre nach der Französischen Revolution und im Jahr des ostdeutschen Zusammenbruchs gegründete Peter Ochs Gesellschaft hat sich neben vielen andern Dingen auch vorgenommen, Licht in das Dunkel dieser letzten Jahre zu bringen und das Bild aufzuhellen. Die Gesellschaft hat unterdessen seinen Nachlass mit modernsten Mitteln geordnet, beginnt auch seine ganz privaten Vermögensverhältnisse zu überblicken und – was noch wichtiger ist – hat bisher nicht edierte Briefe und Akten zuhauf gefunden. Es stehen Jubiläen an: 1995 werden 200 Jahre vergangen sein, seit der Basler Frieden zwischen Preussen, Spanien und Frankreich geschlossen wurde. 1998 jähren sich zum 200sten Mal der Untergang der alten Eidgenossenschaft, die Revolution in Basel und der Beginn der Helvetik. Im Jahr 2001 wird Basel für mehr als ein halbes Jahrtausend

Bundesgenosse der Eidgenossen sein. All diese Ereignisse sind ohne Kenntnis der Geschichte des Peter Ochs und seiner Zeit gar nicht reproduzierbar. Ihre anfänglichen Mittel von gegen Fr. 100 000.– hat die Peter Ochs Gesellschaft unterdessen für die Erforschung des Archives, für die Erstellung der illustrierten Biografie und für die Herausgabe des Peter Ochs Briefes fast aufgebraucht. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung und Edition des Nachlasses des Peter Ochs und neu gefundener Dokumente bräuchte Mittel in der doppelten Höhe. Wir wissen noch nicht, woher wir sie nehmen sollen.

Die Unentbehrlichkeit des Peter Ochs für die politische Tätigkeit des nachrevolutionären Basels darf man ergänzt sehen durch die historische Unentbehrlichkeit dieser Figur. Zwischen dem Bürgermeister Wettstein und unserer Gegenwart erkenne ich – sicher für Basel, wahrscheinlich aber auch für die ganze Schweiz – keinen wichtigeren Mann als Peter Ochs. Dies in dieser Aula an der Stelle des alten Oberen Collegiums ohne Protest und Dazwischenruf von Ihrer Seite sagen zu dürfen, ist ein kleines Teil der Rehabilitation, die wir alle diesem Mann schulden.

*Dr. Markus Kutter
Alphaville AG
Augustinergasse 21
4051 Basel*

Der Verfasser schuldet Herrn Dr. Peter F. Kopp grossen Dank, da er ihm die Möglichkeit verschaffte, Einblick in das Manuskript zur Kurzbiografie des Peter Ochs zu nehmen. Dieses Werk mit dem Titel «Peter Ochs, sein Leben in Selbstzeugnissen erzählt und mit authentischen Bildern reich illustriert» lag im Dezember 1991 abgeschlossen vor. Nach den Arbeiten von Gustav Steiner, Eduard His und Andreas Staehelin darf es als die wichtigste Grundlage für eine neue Einschätzung der Persönlichkeit und des Wirkens von Peter Ochs gelten.